

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 29 (1925-1926)
Heft: 2

Artikel: Zur Erziehung
Autor: Gneist, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663216>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mhd. mahel (zusammengezogen māl; später in allen Gesezen latinisiert mallum). Auch Eheverträge wurden auf dem Mahlplatz abgeschlossen. Wer in den Stand der Ehe treten wollte, mußte die Frau kaufen, d. h. er hatte mit dem Vater oder mit dem, der die Gewalt über das junge Mädchen besaß, sich über den Preis zu einigen, den er für die Zukünftige bezahlen wollte. Alle Familienangehörigen nahmen an dieser Verhandlung teil. Was hierbei an Zahlungen vereinbart war oder als vereinbart bekanntgegeben wurde, hieß der „mālscaz“ oder „Mahl-schatz“. Dieses Wort ist auch heute noch der alte Ausdruck für Braut-schatz, wenn auch seine Bedeutung verschiedene Aenderungen erfuhr. Danach konnten die Verlobten „vermahalt“, d. h. vermählt werden, und darauf sind denn auch die Ausdrücke Gemahl und Gemahlin zurückzuführen.

Auch in der Mahlzeit, das ist einmal die festgesetzte Zeit eines Gastmahls und dann auch das zu solcher Zeit stattfindende Gastmahl selbst, ist das ahd. maha enthalten, da es z. B. beim Volksgericht Brauch war, die Versammelten feierlich zu bewirten.

Zahlbegriffe der Papua. Mit dem Zählen der Papua auf Neu-Guinea ist es eine schlimme Sache. Bei sämtlichen Stämmen, die Dekner (Vier Jahre unter Kannibalen) kennen lernte, fand er in keinem der vielen von ihnen gesprochenen Mundarten Wörter für Zahlen über vier hinaus. Manche haben nur ein solches für eins und zwei, die meisten jedoch auch noch für drei. Was darüber hinausgeht, ist für sie „viel“. Drängt man einen, die Zahl der von ihm gesehenen Männer oder der zu zählenden Hundezähne und dergleichen genauer anzugeben, so nimmt er seine Finger; wenn diese nicht ausreichen, seine Beine, die Unterarme u.s.w. zu

Hilfe, um sich und andern dies zu veranschaulichen. Verläßt ein Mann, der gedenkt nach einer bestimmten Reihe von Tagen zurückzukehren, sein Dorf, so hinterlegt er die entsprechende Anzahl von Grasshalmen oder Stäbchen und nimmt den gleichen Satz auf seine Wanderung mit. Die Zurückgebliebenen wie der Reisende nehmen dann mit jedem Sonnenuntergang eines der Zeichen weg, und dieser trifft wieder ein, wenn die Stäbchen zu Ende sind. Der Wanderer hat aber nicht etwa ein abstraktes Bild der Tage seiner Abwesenheit in seinem Geist, sondern er legt entsprechend der Zahl seiner Nachtlager ein Zeichen zum andern. In den Missions-schulen lernen die Kinder dieser Naturmenschen oft mit Leichtigkeit lesen und schreiben, während ihnen die einfachsten Rechnungen sehr schwer fallen.

Dr. R. B.

Die neuen Reichen. Herr X., der während des Krieges ein großes Vermögen erwarb, hat vernommen, es gehöre zum guten Ton, sich klassische Musik anzuhören. — Anderntags geht er in ein Symphoniekonzert; er kommt zu spät, inmitten eines Stückes von Beethoven. — „Hat es angefangen?“ fragt er den Kontrolleur, „wo ist man?“ — Man spielt die „Neunte Symphonie“, antwortet jener. — „Die neunte? Bereits? Ich glaubte nicht, daß ich derart verspätet sei.“ . . .

Ein Nouveau-Riche will eine Galerie seiner Vorfahren besitzen. Man hat ihm eine phantastische Genealogie zusammengestellt; und ein berühmter Künstler wird bemüht, der einen Ritter in voller Ausrüstung malen soll. „Gut so“, sagt der Maler, „aber haben Sie einige Anhaltspunkte für die Figur? Vielleicht in Ihren Familienpapieren?“ — Der andere reflektiert einen Augenblick, dann sagt er resolut: „Ach, das macht nichts, malen Sie ihn mit heruntergelassenem Bisier.“

Zur Erziehung.

Von Dr. A. Gneist.

Unbegabte Kinder.

Es hat für die Eltern immer etwas Betrübendes, wenn sich ihnen die Überzeugung aufdrängt, daß ihrem Kinde das Lernen schwer fällt, schnelles Fassungsvermögen abgeht, und daß es allem Anschein nach nicht zu den Begabtesten gehört, da seine Leistungen hinter denen anderer zurückstehen. Man gesteht sich heimlich, wenn auch widerstrebend, ein, daß das Kind wohl ein bißchen dumm, oder doch wenigstens schwach

begabt ist, da es augenscheinlich schwer begreift. Nun ist aber längst erwiesen, daß von Rechtswegen ein jedes Kind seiner besonderen Eigenart nach beurteilt werden mußte, und daß man sich hüten muß, bezüglich der Bewertung der Leistungen eines Kindes nach allgemeinen Grundsätzen zu verfahren.

Es handelt sich also darum, zu ergründen, woran es liegt, daß das Kind in der Schule nicht

recht vorwärts kommen will. Sicherlich würde es oftmals gelingen, bei gewissenhafter Beobachtung und Nachforschung der Wurzel des Übels auf die Spur zu kommen, und sobald dies erreicht ist, wird sich einem die tröstliche Gewißheit aufdrängen, daß die „Dummheit“ kein unheilbares Übel ist. Was wird nicht alles Dummheit genannt! Beweist nicht die Lebensgeschichte so mancher großer Männer und Frauen, die in ihrer Schulzeit mit dem ermutigenden Ausspruch: „Aus dir wird mal nichts Gesehtes“ auf das ausgiebigste traktiert worden, daß es sehr schwer ist, scheinbare und wirkliche Dummheit zu unterscheiden?

Haben wir es allerdings mit einem an Schwachsinn grenzenden Mangel des Verständnisses zu tun, so kann nur die Pädagogik für Schwachbegabte etwas ausrichten. Glücklicherweise aber kommen solche Fälle verhältnismäßig selten vor. Viel öfter dagegen begegnen wir solchen Kindern, deren Begriffsvermögen in irgend einer bestimmten Hinsicht anders geartet ist, als es im Durchschnitt verlangt zu werden pflegt. So gibt es Kinder, denen es schwer wird, abstrakten Vorstellungen zu folgen. Sollen sie im Kopf ausrechnen, wieviel 3 mal 4 ist, so versagen sie. Fordert man sie aber auf, dreimal vier Kugeln auf den Tisch zu legen, so hellt sich sogleich das Verständnis auf, und sie finden rasch die richtige Antwort.

Bei andern wieder haften die erhaltenen Eindrücke schwer, sie verwischen sich rasch; oder das Kind begreift wohl, weiß aber nicht, wie es das in sich Aufgenommene wiedergeben soll. Beide Fehler beruhen auf dem Mangel an Schulung des Gedächtnisses und mangelnder geistiger Regsamkeit.

Der häuslichen Erziehung bietet sich hier ein dankbares Feld. Meistens gilt es hier, ein Verfallnis wieder gut zu machen, denn einem Kinde, das von klein auf zur munteren Regsamkeit des Geistes erzogen wurde, wodurch am besten der Denkfaulheit, der Interesselosigkeit und Gleichgültigkeit entgegengesteuert wird, wird es späterhin selten an Elastizität des Geistes fehlen. Denn diese drei Untugenden sind unendlich häufig die Ursache zu dem schlechten Fortkommen in der Schule.

Die Denkmüdigkeit findet man nicht selten bei jenen Kindern, denen von Jugend auf zu viel von zärtlichen Verwandten oder bereitwilligen Erziehern bei den Schulaufgaben geholfen wird. Wenn dem Liebling, der seinen ersten Auf-

satz bauen soll, kein eigenes Nachdenken zugemutet, sondern diese Arbeit einfach abgenommen wird, so strengt das Kind das nächste Mal seinen Kopf natürlich gar nicht erst an. Es gibt Familien, in denen von den Kindern überhaupt keinerlei selbständiges Nachdenken verlangt wird, die stets am Gängelband geführt werden, deren Verstand gänzlich verzärtelt ist, anstatt daß ihnen schon früh die Freude am eigenen Arbeiten und Denken beigebracht würde. Wenn diese fürsorglichen Eltern es einmal damit versuchten, ihre Kinder ein wenig auf eigene Füße zu stellen, sich angeregt mit ihnen unterhielten, ihnen Fragen, die das Nachdenken anregen, vorlegten, kein gedankenloses Insleerestarren duldeten, so würde durch diese Geistesgymnastik die geistige Spannkraft der Kinder günstig beeinflusst werden. Vielfach zeichnen sich Kinder durch besonders langsames Erfassen des Lernstoffes aus; da aber die Schule nicht Zeit hat, zu warten, so kommen die Rückständigen ins Hintertreffen, indem unbedingt Lücken entstehen müssen. Es fehlt auch hier nicht an Verständnis, nur erfordert es mehr Zeit. Hier nützt entweder geeignete Nachhilfe, oder eine Klasse muß zweimal durchgemacht werden.

Wer kennt nicht auch jene kleinen Faselhänse, jene Flüchtigen, denen es so unmenslich schwer wird, bei einer Sache zu bleiben, einen Gedanken auszuspinnen, die bei allem, was sie zu tun haben, an etwas anderes denken und insolgedessen nie etwas Ordentliches zu leisten vermögen! Man findet diese unruhigen Geister oft unter den Begabtesten; nur große Geduld und unerbittliches Anhalten zur Sammlung und Ruhe kann diesen Fehler beseitigen, wobei ebenfalls der häuslichen Erziehung der Löwenanteil zufällt. Die dümmsten Antworten werden von diesen Gedankenlosen gegeben, und die guten Fähigkeiten bleiben unentdeckt.

Noch eine Abart der Rückständigen, die man gern erkennt, und denen ungerechterweise wohl gar das Prädikat der Dummheit beigelegt wird, begegnet uns nicht selten. Das sind oft gerade die tief angelegten Naturen, die bei allem gern tiefer schürfen möchten, gründlich nachdenken und im stillen für sich alles, was sie sehen und hören, emsig verarbeiten und deshalb nicht mit der Schnelligkeit des Oberflächlichen das innen Gesammelte und Durchgrübelte von sich zu geben vermögen. Sie werden stets hinter denen, die mit einer Sache rasch fertig werden, indem

sie den Dingen nicht auf den Grund gehen, zurückstehen. Nicht immer begreift die Umgebung, daß die wirkliche Wißbegier, der eifrig suchende Verstand längere Zeit zu seiner Entwicklung braucht, als die Leichtfertigen, die mit ihrem Urteil rasch fertig sind, weil sie alles, auch das Vernein, auf die leichte Achsel nehmen.

Es bedarf eines liebevollen Erforschens, um einem rückständigen Kinde die richtige Beurtei-

lung zu teil werden zu lassen, um zu verhüten, daß Fehler begangen werden, die dem Kinde das Fortkommen erschweren. Vorsicht ist immer am Platze, bevor man ein Kind für unbegabt erklärt. Und auch tröstlich zugleich ist die Gewißheit, daß der scheinbaren Unbegabtheit bei Erkennung der Ursache des Übels sehr wohl durch geeignete Maßnahmen entgegengearbeitet werden kann.

In der Andreasnacht.

Eine Geschichte von Ludwig Anzengruber.

Einen grundg'scheiten Buben hatte der Hainfelder Niklas auf seinem Hofe aufwachsen, schade, daß dem sechs Jahre alten Knirps vor anderthalb Jahren die Mutter gestorben war; es betrückte den Bauern gar sehr, daß sie, die sich doch rechtschaffen über das Kind hätte freuen müssen, das nimmer erlebte.

Bald nach dem Tode der Bäuerin war eine kreuzbrave Dirn' auf dem Hofe in Dienst eingestanden und hatte sich bei dem kleinen Niklas recht einzuschmeicheln gewußt, auch der große war ihr nicht abhold, denn er mußte sich's gestehen, wenn er so die Stasi über die Wege laufen sah, nie müßig und allezeit nett, daß sie nicht nur eine kreuzbrave, sondern auch mudelsaubere Dirn' sei.

Er war erst achtundzwanzig Jahre alt, der Bauer, also noch in einem Alter, wo die Neugierde, was ein junges Frauenzimmer seinerseits von ihm halte, ebenso gerechtfertigt, als von einem gewissen angenehmen Interesse war, ohne daß man heidteilig oder andertwärtig irgendwelchen Arg dabei zu haben brauchte.

Die Menschen halten sich jedoch selten an das, was sie brauchten oder nicht brauchten, und tun gewöhnlich ein Übriges über den Bedarf. Beschränkten sich die anfänglichen Beziehungen zwischen dem Bauern und der Magd auf die lächelnde Anfrage: „Ob sie ihn scheuen tät' und wie er bei ihr in der Gnad' stünd'?" und auf die lachende Antwort: „Er säh' just nit zum Fürchten aus und brauche nit auf ihre Gnad' anz'steh'n," so machten doch die Leute unliebsame Glossen darüber und ließen etwas von „Dirnbeschwätzen" und „Männerfangen" fallen.

Der Bauer murrte darüber: „Daß einem die Leut' nie kein Gutes nit gönnen" und die Anastasia war sehr übel auf die Welt zu sprechen: „die von einem nit anders denkt, als wie sie selber schlecht sein thät'." Sie dachte daran, dem

Bauern den Dienst aufzusagen; er sprach ihr zu, an kein so dummes Gered' sich zu kehren, und schließlich wurden sie eins, da sie sich doch nicht einmal in Gedanken ein Unrecht vorzuwerfen hätten, daß sie's nun just dabei belassen wollten, wobei's war und wobei doch wirklich nichts war, dessen sie sich vor Gott und sich selber, geschweige vor der Welt hätten schämen müssen.

Die Welt hatte somit durch ihre abträglichen Äußerungen der Sache nur Vorstoß geleistet und nachdem sich der Hainfelder und die Anastasia miteinander im Bunde gegen diese böse Welt wußten, schlossen sie sich gegenseitig schon etwas näher aneinander, sie standen, so zu sagen, Rücken an Rücken wider sie und wehrten sich vorläufig jedes für sein Teil.

Eine Weil' schien es auch, als schafften sie sich in solcher Abwehr hinlänglich Raum, um ihres Willens und ihrer Entschlüssen Herr bleiben zu können, aber mit einmal unternahm der Feind — die böse Welt und die schlechten Leut' — einen kombinierten Angriff. Wollte man sie früher auseinander haben, so suchte man sie jetzt zusammen zu drängen und es ihnen so enge zu machen, daß sie entweder das Weite suchen, oder sich gefangen geben mußten. Man fragte: „Was soll daraus werden? Und wenn ihr zusammenhalten wollt, will d' lebfrische Anastasia einen Witiber mit einem Kind nehmen und der Hainfelder ein blutjung's Ding seinem Kind zur Stiefmutter geben?"

Was die beiden Leuten auch im stillen geträumt und geplant haben mochten, die Frage auf den Kopf zu verstimmt sie doch. Mochten sie ans Zusammenhalten gedacht haben, aber daß dieses jetzt von gegnerischer Seite gefordert wurde, das verblüffte sie und machte sie mißtrauisch dagegen. „Zu nit Gutem raten einem die Leut' nit," dachte der Bauer. „Wär's a Glück, möchten s' mich nit dazu bescheiden, son-